

1911
EIN RÜCKBLICK AUF DIE GRÄBER-
FORSCHUNG.

AKADEMISCHE REDE

ZUR ERINNERUNG
AN DEN ZWEITEN GRÜNDER DER UNIVERSITÄT

KARL FRIEDRICH

GROSSHERZOG VON BADEN

AM 22. NOVEMBER 1911

BEI DEM

VORTRAG DES JAHRESBERICHTS UND DER VERKÜNDUNG
DER AKADEMISCHEN PREISE

IN GEGENWART DES

RECTOR MAGNIFICENTISSIMUS
SEINER KÖNIGLICHEN HOHEIT DES GROSSHERZOGS

FRIEDRICH II.

GEHALTEN VON

DR. FRIEDRICH VON DUHN
GEH. HOFRAT UND O. Ö. PROFESSOR DER ARCHÄOLOGIE
D. ZT. PROREKTOR DER UNIVERSITÄT HEIDELBERG.

HEIDELBERG
UNIVERSITÄTS-BUCHDRUCKEREI VON J. HÖRNING
1911.



Durchlauchtigster Rektor!

Hochansehnliche Festversammlung!

Die dankbare Erinnerung an Karl Friedrichs Geburtstag, ihres ersten fürstlichen Rektors aus badischem Hause, welche die Universität alljährlich am heutigen Tage sich wieder wach ruft, vereinigt sich in diesem Jahre mit dem hundertjährigen Gedächtnis seines Todes, acht Jahre nach jener Neubegründung, ohne die es heute keine Universität Heidelberg mehr gäbe. Die alte Ruperta war zusammengebrochen unter den Stürmen von Revolution und Mönchsregiment. Mutvoll entschloss sich der badische Kurfürst, mit den bescheidenen Mitteln seines inzwischen freilich vergrösserten Landes nach einander zwei Universitäten zu übernehmen und sie in den Dienst jener hohen Bildungsideale zu stellen, die das grosse Jahrhundert der Aufklärung und Humanität auch in ihm geweckt und grossgezogen hatte. Und das in Jahren, in denen der politische Himmel grade an der Westseite des alten Reiches sich wieder schwer umdüsterte, die alte Ordnung in allen Fugen krachte und es nicht an gewichtigen Stimmen fehlte, die in der Not der Zeit dazu rieten, an Stelle freier Geistesburgen nüchterne Fachschulen fürs praktische Leben zu setzen. Gewiss ist es ein nicht hoch genug zu preisendes Verdienst Wilhelm v. Humboldts und der von ihm und seinen Gesinnungsgenossen getriebenen preussischen Regierung, durch die vorbildlichen Gründungen von Berlin und Breslau die Universität für Preussen gerettet zu haben. Die sich jährende Zeit zwingt uns gerade jetzt zu dankbarem Rückblick auf so grosse Taten in so schwerer Zeit! Aber nicht minder lautes Lob gebührt dem neuen badischen Fürsten, der schon einige Jahre vorher, noch unterm alten Reich, es kühn unternahm, die pfälzische Hochschule zu neuem Leben zu erwecken, sie für das jung zusammengeschlossene Baden zu sonnigem Mittelpunkte geistigen Lebens zu gestalten, sie damit zugleich aus einer in ihrer Wirksamkeit zuletzt eng umgrenzten Landesschule wieder so wie einst zu einer Universität für ganz Deutschland zu erheben.

Als Karl Friedrich 1811, in dunkler Zeit, die müden Augen schloss, als die französischen Stürme über Mitteleuropa dahinbrausten, stand die Schöpfung unserer Ruperto-Carola trotz Allem fest und wurde bald ein anerkanntes Glied in der Kette jener Hochschulen, welche die feine Geistesblüte des 18. Jahrhunderts in das 19. hinüberretteten und kräftig mithalfen, das Zeitalter der Kritik und der entwicklungsgeschichtlichen Weltanschauung heraufzuführen.

Diese neue Weltansicht knüpfte sich mit starkem Bewusstsein an die Versenkung in das klassische Altertum, in dem man wiederum geneigt wurde, den Ausgangspunkt der geistigen Vollkommenheit des Menschentums zu erkennen, nachdem Barock und Rokoko in Leben und Denken, in Literatur und Kunst abgewirtschaftet hatten. Was Winckelmanns Sehermund begeistert gepredigt, Goethes weltumspannende Seele empfunden und durchdacht hatte, zu vertiefen, zu begründen, für die Gegenwart nutzbar zu machen wurde das Streben diesseits und jenseits der Alpen. Die Wiedererweckung der humanistischen Gymnasien und der Neuaufbau der Universitäten dienten in hervorragendem Masse diesen Zielen. Durch tieferes Erforschen und Auslegen des aus dem Altertum fließenden Grossen und Schönen müsse der Geist der deutschen Nation aufgerichtet werden lehrte nach den Tagen von Tilsit Friedrich August Wolff. Aus der vielfach so ernsten und traurigen Gegenwart, aus der Zertrümmerung so vieler Werte, aus den ungewissen Ausblicken in eine dunkle und fremdartige Zukunft suchte man sich zu retten, die Einen in die reine hohe, aber ferne Welt des klassischen Altertums, die Andern in die schattigen Wälder erträumter Mittelalterpracht, Wälder, aus denen manch echter Quell wahren Volkstums und dichterischer Kraft erschlossen wurde, dem nachschürfend grosse Forscher in die scheinbar ganz verschütteten Hallen unserer eignen Vorzeit vordrangen und der Freude an deutschem Sein und Wesen die Wege bahnten, jene Wege, die, wenn auch langsam, zu jener geistigen wirtschaftlichen und politischen Einigung führten, die weder die Versuche aus Karl Friedrichs Zeit, Fürstenbund oder Rheinbund noch der spätere deutsche Bund bewirken konnten, sondern nur andere mächtigere Faktoren, die den deutschen Individualismus mit starker Hand zusammenzwangen.

Ich kehre zum klassischen Altertum zurück, in welchem unsere vor 100 Jahren führenden Geister jenes Lichtbild sahen, das der Gegenwart vor Augen zu halten, in dessen Wirkung die Jugend zu erziehen ihnen als heilige Pflicht erschien. Und so lange unsere damaligen Führer Goethe und Schiller, Kant und Humboldt noch nicht durch länger leuchtende Sterne späterer Zeiten ersetzt sind, so lange noch die von ihnen als Endziel hingestellte Erhöhung und Vervollkommnung unseres inneren Menschen das

ideale Ziel auch unserer Jugendbildung bleiben soll, werden auch wir wohl gut tun, ihrem Beispiel und ihren Weisungen Aufmerksamkeit zu schenken. Wir sind bisher beim Humanismus nicht schlecht gefahren und werden es auch fernerhin nicht tun.

Mir mag es heute wohl geziemen, daran zu erinnern, dass unsere Erkenntnis vom klassischen Altertum grade jetzt vor 100 Jahren einen bedeutungsvollen Schritt vorwärts tat, einen neuen Weg eigentlich zum ersten Mal betrat, der uns neue weite Gefilde öffnete, neuen Methoden, zu historischer Erkenntnis zu gelangen die Bahn wies. Es war das der Weg der wirklich wissenschaftlichen Ausgrabung. Wenigstens einen Teil dieser Bahn möchte ich hernach einer kurzen besonderen Betrachtung unterziehen.

Um den Wirrnissen im napoleonischen Europa zu entgehen, zog eine Gesellschaft deutscher, dänischer und englischer Freunde von Rom aus hinüber nach Griechenland, wo die Weltgeschichte unter türkischer Hoheit damals noch stillstand und eine Ruhe herrschte, die man noch nicht als die Ruhe vorm Gewitter erkannte. Während der künstlerisch und poetisch hochbegabte Freiherr Otto Magnus von Stackelberg mit den beiden dänischen Freunden sich zunächst den historischen Stätten Kleinasiens zuwandte, um selbst zu schauen, was englische und französische Altertumsfreunde dort gesehen, auch teilweise veröffentlicht hatten, fassten der Nürnberger Architekt Freiherr Haller v. Hallerstein und der Schwabe Linkh in Verbindung mit dem englischen Architekten Cockerell und seinem Begleiter Foster den Plan, den bis dahin nur mangelhaft bekannten Tempel von Ägina, dessen Säulen nach Athen verheissungsvoll hinüberwinkten, architektonisch zu studieren, woraus dank einem zufälligen Skulpturenfunde eine erste wirkliche Ausgrabung wurde. Sie gelang glänzend; die Ägineten wurden gefunden und damit zum ersten Mal eine sichere Reihe von Originalbildwerken, welche älter waren als die früher nur durch Umrisszeichnungen seit kurzem jedoch auch durch Elgins Überführung nach England im Original bekannt gewordenen Marmorwerke des Parthenon. Zum ersten Mal schaute man etwas von jener altertümlichen griechischen Kunst, deren Charakter Winckelmann mühsam hatte erraten müssen aus ägyptischen Vorstufen und etruskischen Nachklängen. Auch eine Vorstellung vom Werden griechischer Baukunst erschloss sich den glücklichen Entdeckern. Hallers sorgsame Zeichenblätter und Cockerells von Haller vielfach abhängiges Tagebuch nahmen vieles auf, das zu verstehen und geschichtlich richtig zu verwerten erst viel späteren Zeiten, ja z. T. erst der jüngsten Gegenwart vorbehalten blieb, zumal der hochverdiente Haller bald darauf eines frühen Todes starb. Diese Entdeckung zog den Vorhang fort vor einem kleinen, ganz kleinen Stück Griechenland. Die geschichtlich überlieferte Verschiedenheit der griechischen Staaten und Stämme, ihre reiche Gliederung und hoch entwickelter

Individualismus des Einzelstaats, Quelle ihrer politischen Schwäche, aber geistigen Höhe; wurde durch diese eine Entdeckung mit einem Male lebendig, stand da in einem kleinen, aber glänzenden Beispiel. Kein Wunder, dass es Böckh, der noch als jugendlicher Heidelberger Professor diese Entdeckung erlebte, für den Philologie Geschichtswissenschaft im weitesten Sinne des Worts wurde, gelang, seinen grössten Schüler K. O. Müller zu bestimmen, lockende religionswissenschaftliche Forschungen zurückzustellen und sich zunächst dem Studium der Lebensbedingungen, des Wesens und Wachsens der griechischen Stämme und Staaten zu ergeben und damit den Grund zu legen zu einer wirklichen Geschichte Griechenlands. Müllers Äginetika, erschienen 1817, sind der Ausgangspunkt jener weitgreifenden Studien, die ihn bis an sein frühes Lebensende begleiteten, und in seinen Etruskern ein glänzendes Gegenstück für Italien erhielten. Diese Arbeiten wurden massgebend für die Stellung der Philologie zur Kenntnis der klassischen Länder. Ernst Curtius war wieder Müllers Schüler, er, dem wir die schöne historische Topographie des Peloponnes, dann aber die Aufdeckung Olympias unmittelbar, mittelbar auch diejenige der Akropolis von Athen und von Pergamon verdanken. Nur in ungenügenden Künstlerbeschreibungen Wagners, mit wenig ausgiebiger Schellingscher Ästhetik verbrämt, waren Müller die äginetischen Bildwerke damals zugänglich: aber man ahnt in dem Ereignis doch die eigentliche Anregung der bedeutsamen Arbeit des damals Einundzwanzigjährigen.

Das folgende Jahr 1812 brachte eine schöne Einzelentdeckung, auch wieder durch jene internationale Privatgesellschaft, an deren Spitze diesmal ihr eigentlicher Spiritus Rector, Stackelberg, selber stand. Es war die unter grossen materiellen Schwierigkeiten durchgeführte Untersuchung des Apollotempels von Phigalia und die Auffindung des fast vollständigen Frieses, dessen grossartig dahindrauschende Komposition die glücklichen Entdecker, wie noch heute die meisten Beschauer, hinwegtäuschte über die mangelhafte Ausführung. Wiederum war unsere Kenntnis von der Geschichte des griechischen Tempelbaues beträchtlich erweitert, und zum ersten Male lernte man attische plastische Kunst im provinziellen Gewande kennen. Die rings um die einsame, sturmbraute arkadische Berghöhe gelagerte unberührte Landschaft, das neugriechische Volksleben dieser abgeschiedenen Gegend, in dem schon damals viel Altes wiedergeahnt wurde, erweckte in Stackelberg den Propheten apollinischen Griechentums und einen der ersten bewussten Philhellenen. In Erinnerung an diese griechischen Erlebnisse gründeten die Genossen später in Rom unter Zuzug römischer Freunde die hyperboräisch-römische Gesellschaft, deren Seele Stackelberg und der hannöversche Geschäftsträger August Kestner wurden: der erste Ausdruck jenes Zusammenschlusses nordischer Altertums-

freunde in Rom, woraus einige Zeit später unter dem wuchtigen Eindruck der grossen Vasenfunde in Etrurien das internationale Institut für archäologische Korrespondenz auf dem Kapitol in Rom wurde, die Mutteranstalt des jetzigen archäologischen Instituts des deutschen Reiches. Somit wurden jene beiden, schönem Zusammenwirken begeisterter Männer verschiedener Nationen verdankten ersten Ausgrabungen auf griechischem Boden, grade vor jetzt 100 Jahren, ein wichtiger Ausgangs- und Wendepunkt für die ganze Entwicklung der philologisch-archäologischen Forschung im 19. Jahrhundert. Aber noch ein drittes Arbeitsgebiet Stackelbergs muss hier angegliedert werden. Es waren namentlich zwei Unternehmungen, mit denen er an die Spitze einer andern, besonders wichtig gewordenen Richtung der Grabungs- und Forschungstätigkeit getreten ist. Beide galten der Untersuchung und Veröffentlichung antiker Gräber. Denn es war eigentlich Stackelberg zuerst, der in den Gräbern nicht nur Fundstätten künstlerisch bezw. kunsthändlerisch wertvoller Kunstgegenstände sah, sondern eine unendlich wichtige Quelle für die Erkenntnis von altem Glauben und Brauch und daneben von mancherlei wertvoller künstlerischer Übung, die sich nicht händlerisch verwerten lässt, wissenschaftlich jedoch hohe Bedeutung haben kann. Die eine von Rom aus gemeinsam mit Kestner betriebene Arbeit galt den Wandgemälden der etruskischen Gräber, die namentlich bei Corneto, dem alten Tarquinii, in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts in grosser Zahl durch Öffnung der Gräber bekannt wurden, das merkantile Interesse der Ausgräber jedoch nicht befriedigen konnten und daher rascher Zerstörung anheimfielen. Seit durch Napoleons ägyptische Expedition die Gräber des Nillandes anfangen, bekannt zu werden, und man begann, die dortigen Gemälde zu beachten und abzubilden, war das Interesse für derartige Malereien auch in Rom, neben Paris der künstlerischen Hauptstadt des damaligen Europa, wach geworden bei den Wenigen, welche anfangen, künstlerische Werke auch als geschichtliche Dokumente zu werten. Leider blieb der mit grossen Opfern, auch an Gesundheit, begonnene gross gedachte Versuch Stackelbergs und Kestners, die sämtlichen ihnen damals erreichbaren Wandgemälde etruskischer Gräber abzuzeichnen und herauszugeben, unvollendet, ja wurde kaum bekannt infolge buchhändlerischer Missgeschicke. Erst in unseren Tagen hat auf Helbig's Anregung und mit seiner starken Unterstützung der hochverdiente dänische Bierbrauer und Kunstfreund Jacobsen es unternommen, durch planmässig begonnene und der Vollendung nahegeführte Sammlung farbiger Kopien sämtlicher etruskischer Grabgemälde in der Glyptothek in Kopenhagen die Erfüllung von Stackelbergs Beginnen zu ermöglichen. Der etruskischen Gräberarbeit Stackelbergs ging eine griechische voran, gab für jene den Anstoss. Seine „Gräber der Hellenen“ sind auch erst nach Stackelbergs Tode an

die Öffentlichkeit gekommen, 1837; aber Jahrzehnte vorher gingen in Rom die schönen Blätter, sei es noch in Zeichnungen, sei es schon gestochen, im Freundeskreise von Hand zu Hand und wirkten anregend nach allen Seiten. Es ist als habe Stackelberg in diesem für damalige Zeit ausserordentlich schönen Prachtwerke in Bild und Wort zeigen wollen, was Goethe empfand, als er in Verona zum ersten Mal vor griechische Grabreliefs trat: „Der Wind, der von den Gräbern der Alten herweht, kommt mit Wohlgerüchen über einen Rosenhügel. Die Grabmäler sind herzlich und rührend und stellen immer das Leben dar.“ Es wurde kein gelehrtes oder gar erschöpfendes Werk in modernem Sinne, aber eine feine Auswahl alles dessen, was in Athen zu seiner Seele sprach. Auch wurde ihm schon klar, dass nicht nur die Grabeskunst, sondern auch die Grabessitte und damit die hellenischen Vorstellungen vom Wesen des Todes ihre Wandlungen erlebt haben, dass also für die Geschichte antiken Geistes- und Empfindungslebens in den Gräbern eine Quelle reichen Wissens zum Fliessen gebracht werden könne.

Im Gegensatz zu dem Raubbau, der damals — und leider auch noch später, ja vielfach bis auf den heutigen Tag — in den klassischen Ländern getrieben wurde, um den Gräbern ihren Inhalt, soweit er Handelswerte darstellte, zu entnehmen, hat Stackelberg während seines athenischen Aufenthalts begonnen, den Fundumständen nachzugehen, sie in Wort und Bild festzuhalten und angefangen, aus diesem so Zusammengefundenen wichtige Schlüsse zu ziehen für die Zeitbestimmung der Kunstwerke, die Art des Totenkultes und der religiösen Vorstellungen vom Leben nach dem Tode. Ist er auch noch weit entfernt von dem Bestreben, eine möglichst vollständige zusammenhängende Entwicklungsreihe darzustellen, so fehlt ihm doch nicht der Sinn für den Reiz, z. B. auch des noch Unvollkommenen, der Epoche des Werdens. Jedenfalls gibt uns was er in seinen „Gräbern der Hellenen“ geleistet das Recht, ja macht es uns zur Pflicht, ihm den Ehrenplatz anzuweisen an der Spitze einer Forschung, welche dank namentlich auch den von ihm im römischen Freundeskreise gegebenen Anregungen bei den Gräberöffnungen des Fürsten von Canino in Vulci und Umgegend zuerst zu jener wirklich wissenschaftlichen Beschreibungstätigkeit führte, mit der der Name Eduard Gerhards und die Erinnerung an die glückverheissenden Anfangsjahre des archäologischen Instituts in Rom dauernd verknüpft sind.

Stackelberg empfand innig und warm wie Goethe, als Dichter und Künstler, was die Gräber der Alten ihm zu sagen hatten. Der Philologe Gerhard stand als Gelehrter vor den unendlichen Reihen bemalter Vasen, welche den Gräbern Vulcis entstiegen, sah in ihnen zweifellose Zeugen der Vorstellungen, welche die griechische Blütezeit

von der Sagenwelt hatte, stellte im Einzelnen fest, was schon zwei Menschenalter vorher Winckelmann teils sah teils ahnte, dass hier echte Werke griechischer Hand vor ihm standen. Trotz der unendlichen Mannigfaltigkeit der Darstellungen erkannte er das Gesetzmässige in ihnen und überzeugte sich und Andere von der Notwendigkeit, solche unverfälschte Zeugen möglichst vollständig zu sammeln, sie nach festen Gesichtspunkten zu ordnen und durch eine auf möglichst grosse Reihen gebaute Vergleichung sie richtig zu erklären und sachlich zu verwerten zum Ausbau einer Geschichte der griechischen Sagenwelt, griechischer Mythologie und Religion. Die Denkmäler in diesem Sinne zu nutzen, hatte schon Zoega postuliert, Welcker gelehrt, Andere später fortgesetzt. Sie wurden bald geschätzt als wichtige Hilfsmittel der Schriftstellererklärung — was ja schon ein beliebter Gesichtspunkt Winckelmanns gewesen war —, gewertet als Brücke, die über manche klaffende Lücke der literarischen Überlieferung hinüberhelfen konnte. Aber trotz aller gelegentlich durchbrechenden Freude am Formalen war die Zeit noch nicht gekommen, welche diese den Gräbern entnommenen feinen Werke mit vollem Bewusstsein verwertet hätte, um daran die Gesetze des künstlerischen Sehens und Schaffens zu ergründen, darin eine wichtige Ergänzung zu sehen des Bildes, das man begann sich aufzubauen, indem man die erhaltenen Werke der Plastik mit der trümmerhaften literarischen Überlieferung in vielfach recht gezwungene und willkürliche Verbindung setzte. Um so merkwürdiger, als schon die Kunst des Empire und der Restauration, namentlich in Frankreich und England, die hohen künstlerischen Werte erkannt und vielfach benutzt hatte, welche in diesen bescheidenen, aber originalen Werken beschlossen liegen.

Gerhard stand an manchem offenen Grabe. Er und sein geistvoller, aber zerfahrener und undisziplinierter Freund Panofka mühten sich wiederholt ab, aus den Darstellungen auf den Vasen zu ermitteln, in welchen Beziehungen sie zu den Menschen gestanden hätten, deren Resten sie mit ins Grab gegeben waren; manch abstruser uns heute unverständlicher Gedankengang wurde durch solche Bemühungen zu kurzem Leben gefördert, ausserordentlich viel gelehrtes Wissen aufgewendet und verschwendet. Aber niemals, trotz all seiner Freude am Sammeln und Ordnen der Fundstücke kam Gerhard der Gedanke, eine Statistik der Gräber zu geben, den Inhalt der Gräber, Grab für Grab aufzuzeichnen und auf diesem Wege festzustellen, was zu den verschiedenen Zeiten und in den verschiedenen Gegenden und wie und wo es in die Gräber gelegt wurde, wie weit der persönliche Gedanke, wie weit der Zwang religiöser Tradition dabei massgebend war, Zusammenstellungen, aus denen dann wieder als Nebenfrucht auch weittragende Folgerungen sich ergeben hätten für die zeitliche Ansetzung

der den Gräbern entnommenen Kunstwerke, für die einzelnen Gräber selbst, für die Geschichte der Nekropolen und für die historischen und sozialen Verhältnisse der dazu gehörigen Orte, Städte und Landschaften, schliesslich auch für die ethnischen Verhältnisse der Bestatteten. Zwar sammelte das *Bullettino* des archäologischen Instituts fleissig Einzelberichte, und auch vereinzelte topographische Karten besonders wichtiger Nekropolen fanden Aufnahme in die *Monumenti* des Instituts. Aber die eigentliche Gräberforschung kam damals noch nicht recht vorwärts; in Griechenland wurde sie zunächst durch die politischen Ereignisse, welche der Befreiung vorangingen, sie begleiteten und ihr folgten, alsdann durch andere sich herandrängende, zunächst wichtiger erscheinende Aufgaben zurückgehalten, trotz Stackelbergs weitblickendem Anfang; in dem politisch zerrissenen und ungleich entwickelten Italien wurde sie dagegen in so sprunghafter Weise vorgenommen, entweder immer noch durch berufsmässige Spekulanten oder — im besseren Fall — durch philologisch und technisch ungeschulte, an der ihnen allein bekannten Örtlichkeit klebende Dilettanten, dass von einer Organisation der Arbeit, von Zusammenschmelzung der Einzelforschung, von ergebnisreichem gegenseitigem Lernen und Befruchten, nicht die Rede sein konnte.

Wie die Fülle der aus dem Altertum überkommenen literarischen Überlieferung lange blendete, bis durch ihre Sichtung und Wägung die kritische Geschichtsforschung erkannte, wie Vieles verloren sein müsse und wie Vieles auf indirekter oder täuschender Überlieferung beruhe und nach anderen festeren Stützen verlange, so war auch die ungeheure Menge der antiken Bauten und erhaltenen Kunstwerke lange Zeit einer Durchforschung des Untergrundes im Wege. Auch die Ausgrabungstechnik wollte erst gelernt, der Blick geschärft sein. Es war das heraufziehende naturwissenschaftliche Zeitalter, das auch unserer Forschung neue Wege, neue Methoden wies und ihr die scharfe und objektive Beobachtung der Realitäten beibrachte, sie lehrte, nicht am Schreibtisch und am gedruckten Buch oder geschriebenen Buchstaben zu kleben, sondern Kopf, Augen, Hände frei zu machen und die Grenzpfähle des Arbeitsfeldes weiter zu stecken.

Die unmittelbaren Lehrmeister kamen aber vom germanischen Norden. Dort wo der Schatten ferner Frühzeit oftmals noch über die Schwelle der Gegenwart zu fallen scheint, konnte man sich nicht der schönen und bequemen Selbsttäuschung hingeben, mit Hilfe mehr oder minder zusammenhängender geschriebener Überlieferung bis in die Wurzeln oder wenigstens alten Verästelungen der eignen Geschichte aufzusteigen oder deren auf Stein geschriebene oder in mächtigen Bauten oder schönen Werken der bildenden Kunst greifbar erhaltene Urkunden zu benutzen, um einer fernen Vergangenheit

Körperlichkeit zu verleihen oder auch nur ihre Trümmer mit schön rankendem Epheu malerisch zu verhüllen. Was spätere Berichte und Heldenlieder ahnen liessen, die Zeiten, welche vor dem heroischen Alter lagen, die eigentliche Werdezeit der Völker und ihre ethnischen Zusammenhänge unter einander, das musste mit geduldiger Arbeit dem schweigsamen Boden abgerungen werden, unscheinbare Ansiedlungsspuren und Abfallreste, namentlich aber die im Boden unberührt liegenden Gräber mussten geöffnet und auf das Sorgsamste nach Anlage und Inhalt, nach Abfolge und Riten, nach Kunstfertigkeit und Lebensgewohnheiten ihrer Toten befragt werden. Diese Notwendigkeit erkannten zuerst hochverdiente nordische Forscher: ich nenne namentlich Thomsen, Steenstrup, Worsaae, denen viele Andere diesseits und jenseits des Oeresunds folgten und folgen. 1843 erschien Worsaaes „Danmarks Oldtid oplyst ved Oldsager og Gravhøie“. Und sechs Jahre später las Jakob Grimm vor der Berliner Akademie seine Abhandlung über das Verbrennen der Leichen, jenes völkerpsychologische, poesiegetragene Meisterstück, in der er zum ersten Male die Scheidung von Verbrennen und Bestatten grundsätzlich angefasst und das Verbrennen ein Zeugnis für eine höhere und freiere Auffassung von menschlichem Sein genannt hat, nach der Ynglingasaga von Odin eingeführt als Gesetz der Asen. Jakob Grimm selbst hielt damals eine Wiederkehr der schönen Brandsitte für ausgeschlossen, legte aber in markigen Sätzen auch seine persönliche Ansicht fest. Zwei derselben seien hier ausgehoben: „Für die angemessenste, das Andenken am längsten sichernde Bewahrung unserer Überreste wird die gelten müssen, welche den geringsten Raum kostet und die vergehende Gestalt zu erhalten aufgibt“, und der andere „Für ein Sacrament der Christenwelt kann weder das Begraben gelten noch das Verbrennen für ein Hindernis der Seligkeit, welche Niemand den sonst in Flammen oder im Wasser Umgekommenen abspricht“. Das war 1849. Und zur Stütze seiner Ansicht erinnert er an die ein halbes Jahrhundert älteren Worte des Herzogs in der Natürlichen Tochter:

O weiser Brauch der Alten, das Vollkommene,
Das ernst und langsam die Natur geknüpft,
Des Menschenbilds erhabne Würde, gleich
Wenn sich der Geist, der wirkende, getrennt,
Durch reiner Flammen Tätigkeit zu lösen.
Und wenn die Glut mit tausend Gipfeln sich
Zum Himmel hob, und zwischen Dampf und Wolken
Des Adlers Fittig deutend sich bewegte,
Da trocknete die Thräne, freier Blick
Der Hinterlassenen stieg dem neuen Gott
In des Olymp verklärte Räume nach.

Wem gesellt sich nicht zu diesen tief gedachten Versen die köstliche Schlussstrophe der Braut von Korinth, gleicher Stimmung des Dichters in gleicher Zeit entsprungen! So führt ein anregender Hauch, der sich immer mehr zu festem Band verdichtet, von Goethe zu seinen römischen Verehrern Stackelberg und Kestner, von diesen weiter, durch die Tätigkeit des römischen Instituts für Italien immer mehr gefestigt. Auch Grimm wandte seine Augen suchend südwärts: aber verzweifelnd klagt er, „die Bestattungsbräuche der italischen Völker sind uns verschollen“, während er vom Norden und aus Deutschland schon aus Fundtatsachen manche Stütze für seine aus Märchen und Sagen, Bräuchen und Sitten, namentlich auch aus der Sprache gewonnenen Ergebnisse beibringt, freilich auch mit der Klage „oft scheinen die Beobachtungen ungenügend“. Ihm waren Nord- und Südgermanen Eins. Von dem ersten bedeutsamen Schritt, den Wilhelm Grimm unternahm, als er wiederum grade jetzt vor 100 Jahren hier in Heidelberg die altdänischen Heldenlieder herausgab und Achim v. Arnim und Clemens Brentano bezeichnender Weise widmete, gleichsam als ein neues nordisches Wunderhorn, bis zu Jakob Grimms berühmter Widmung der Mythologie an Dahlmann mit ihren Feststellungen über das Verhältnis nordischer zu deutscher Götter- und Heldensage und weiterhin zu jener Abhandlung über das Verbrennen ist die starke und berechtigte Augenwendung der Brüder Grimm nach Norden eine äusserst wichtige Anregung für die deutsche Forschung gewesen, sorgsam zu verfolgen und lernend zu beachten, wie des Nordländers sich scharf schulender Blick begann, dem Boden seine stillen Schätze abzugewinnen, und zu verstehen, was er dabei tatsächlich fand. England und Frankreich folgten dem nordischen Beispiel. Trat in der Schweiz die Gräberforschung anfänglich noch zurück, so gab doch die Entdeckung der Pfahlbauansiedelungen der Bodenforschung einen so überaus kräftigen Antrieb, dass die Ausläufer dieser Bewegung auch über die Alpen schlugen.

Dort, im Norden Italiens, begann mit Gastaldis Arbeiten, 1861, also grade jetzt vor einem halben Jahrhundert, eine der Schweiz und dem skandinavischen Norden abgelauschte Methode, den Boden zu befragen, welche von grösster Bedeutung geworden ist für unsere Kenntnis der Werdezeit des Landes und nunmehr jener vorher erwähnten Klage Grimms jede Berechtigung genommen hat. Denn wohl von keinem Lande kennen wir jetzt die Schichtungsverhältnisse der Gräber und damit der Stämme und der älteren Geschichte so genau wie von Italien. In Deutschland kommen wir diesem Ziel glücklicherweise immer näher dank vieler leider noch recht ungleich verteilter und ungleich betriebener Einzelforschung und der konzentrierenden Arbeit namentlich in den Museen von Mainz und Berlin. Im Osten haben unsern überraschten Blicken erst Schliemanns

mutige Entdeckungen gelehrt, was Alles der Boden noch birgt. *Vixere fortes ante Agamemnona multi!* Und diese Bestrebungen, durch geduldige Spatenarbeit tief in die Vorzeit hinaufzudringen, haben auch die Peripherie unseres alten Europa, Spanien und Russland, auch die Mittelmeerländer im Osten und Südosten gründlich erfasst. In Ägypten, dem scheinbar so uralten, haben wir staunend gesehen, dass es immer noch Älteres gibt, Gräber, die weit voraufliegen dem Beginn der Dynastienzählung, vielleicht noch vor dem bis jetzt ältesten sicher ermittelten historischen Datum der Menschengeschichte, 4241 v. Chr. ihre in liegender Hockerstellung bestatteten Toten aufgenommen haben. Vorderasien beginnt immer mehr und in seiner ganzen Ausdehnung bekannt zu werden, als Mutterland für manches Europäische immer mehr hervortreten; geheimnisvolle Fäden scheinen sich zu spinnen z. B. zwischen Kappadokien und Indien, zwischen dem fernen Elam und Südrußland und Nordgriechenland.

Doch ich greife zu weit aus. Ich wollte einen Rückblick werfen auf etwas mir Naheliegendes, die Gräberforschung in beiden klassischen Mittelmeerländern. In Griechenland hatte Stackelbergs Vorgang zunächst wenig Nachfolge. Verhältnismässig wenige und meist zufällige oder mangelhaft bekannt gewordene Funde ermöglichten kein zusammenhängendes Bild der Gräbersitte, nicht einmal für die noch am besten bekannte attische Landschaft. Grabungen der griechischen archäologischen Gesellschaft im Jahre 1870 vor dem Dipylon, an der vornehmsten Gräberstrasse Athens, vermehrte die Zahl schöner attischer Grabreliefs, jener köstlichen Blüten edelsten gehobenen Menschentums, lehrte uns auch Einiges über die Anordnung, liess aber viele wichtige Fragen unbeantwortet, weil man es damals noch nicht für nötig hielt, sich von den Schichtungsverhältnissen eine ausreichende Vorstellung zu schaffen. So wurden weder die Anlage noch die Ausstattung der Gräber genügend geklärt, auch nicht die zeitlichen und örtlichen Verhältnisse. Man war eben vor 40 Jahren noch nicht hinreichend gerüstet, um die Lösung zu finden, welche erst unsern Tagen, der vorzüglichen Arbeit Brückners vorbehalten blieb. Auch einem benachbarten Gräberfeld aus viel früherer Zeit wurden damals in beträchtlicher Zahl Gefässe entnommen, die in eigenartig steifer Weise vorwiegend linear dekoriert schon Stackelbergs Aufmerksamkeit nicht entgangen waren, und nun bei ihrer ziemlich zahlreichen Auffindung als Vertreter der Anfänge griechischer Kunst begrüsst wurden und zu bedeutsamen Studien Anlass gaben. Aber erst 23 Jahre später konnten zwei junge deutsche Gelehrte durch eine kleine Nachgrabung feststellen, wie eigentlich diese Gräber aussahen, was die grossen und kleinen Gefässe, die man in und über den Gräbern gefunden hatte, im Grabritus bedeuteten hatten, wie es sich statistisch und zeitlich mit der eminent wichtigen Frage nach Bestattung oder Verbren-

nung verhielt, u. a. m. Erst durch diese Arbeit von Brückner und Pernice wurde 1893 dieser alte Grabplatz des Solonischen Athen eine geschichtlich brauchbare Tatsache.

Ebenfalls von 1870 an begann auf dem Kunstmarkt die liebenswürdige Welt der Terracotten von Tanagra zu erscheinen. Kein Zweifel, dass sie aus Gräbern stammten. Aber noch viele Jahre mussten vergehen, bis man an eine wissenschaftlich brauchbare Feststellung der Fundtatsachen ging. Es waren die trüben Künste der Fälscher, welche der griechischen archäologischen Gesellschaft den Spaten in die Hand zwangen. — Wie grosse stumme Rätsel aus einer nicht näher zu bestimmenden Vorzeit erhoben sich bei Mykene unterhalb des damals ebenfalls geschichtlich dunklen Löwentors jene Kuppelgräber, die schon die Bewunderung der Alten erregt hatten. Diese gewaltigen Bauwerke von Burg und Unterstadt Mykene reizten Schliemanns homer-gläubige Phantasie. Seine wunderbare Entdeckung der goldreichen Fürstengräber auf der Vorterrasse der Burg gab 1876 einen Anstoss, der nach allen Seiten mächtig weiterwirkte. Die Tatsache, dass Homer nur die Verbrennung seiner Helden kennt, wenn auch die Bestattung als einstige Sitte noch vielfach durchschimmert, musste alsbald zeigen, dass wir hier, wo pietätvolle Einbettung der Leichen verbunden mit dem Streben, den Körper zu konservieren herrschte, wo ein treu gedenkender Opferkult durch Generationen fortgesetzt wurde, vor Zeugen einer andern Zeit standen. Es musste eine wesentlich ältere Zeit sein, eben die Zeit, deren Klänge ins Epos hinübertönt, wie die Taten Attilas der Burgunden Theodorichs in das so viele Jahrhunderte jüngere germanische Heldenlied. Die überreichen Beigaben ermöglichten bald festere Zeitansätze, die wir wesentlich der ägyptischen Synchronistik verdanken, d. h. ägyptischen Funden hüben, mykenischen drüben in festen sicheren Horizonten. Damit war für uns das zweite Jahrtausend, das Jahrtausend vor der griechischen Völkerwanderung, entdeckt. Funde auf Funde folgten, im ganzen ägeischen Meergebiet, grossartig namentlich auf Kreta, wo glücklicherweise früher nicht hatte gegraben werden können: aber auch weit über dies engere Gebiet hinaus in Ost und West bis nach Italien und Spanien nach der einen Seite bis tief nach Südost und Ost nach der andern. Mit den neuen grossen Aufgaben kamen auch die ihnen gewachsenen Männer, durch deren rastlose Arbeit sich der Kreis der Tatsachen immer fester schliesst, aber auch sich nach allen Seiten, nach oben und nach unten immer weiter ausdehnt. Und wo sich eine so grosse und reiche, in vielfacher Hinsicht fremdartige, ja überreife Kultur vor unsern erstaunten Blicken auftat, da mussten die Vorstufen gesucht werden. Auch sie wurden gefunden, wenn auch der sichere Ariadnefaden der Gräber uns namentlich im kretischen Labyrinth noch nicht so ununterbrochen begleitet, wie wir es wünschen möchten. Aber

auch hier mehren sich die Funde und lehren uns Vieles. — Für das Troia der alten Zeit wollen freilich die Gräber noch immer nicht kommen; aber auf den Inseln des ägeischen Meeres und auf dem Festland tauchen die entsprechenden Stufen auf und beginnen, Licht zu bringen in das Dunkel der Schichtungen. So im Peloponnes und Attika, Boeotien und Thessalien, auch im Westen und auf den westlichen Inseln, welche bedeutsame Fingerzeige hinüber nach Italien geben: könnten wir nur erst in Epirus, Makedonien, Thrakien graben! Die ganze Szenerie der Heldenzeit und der voraufgehenden fängt somit an, klar zu werden durch die treue Arbeit deutscher, griechischer, englischer und italienischer Gelehrter: ich nenne namentlich Dörpfeld und Tsuntas, Soteriadis, Evans und Halbherr für solche Grabungen, die uns auch zu den Toten führen. Schon tasten wir uns hinauf bis an die Ausgangsschwelle etwa des vierten Jahrtausends, wie wir glauben sagen zu dürfen bis an die Zeit, wo die ersten Vorfahren der Hellenen in ihr späteres Land hinabzogen und andere Völker wurden. Kein Schriftdenkmal erzählt uns mehr von diesen fernen Zeiten: aber die unscheinbaren Töpfe und Scherben aus Ton, sowie die zähen religiösen Vorstellungen, welche sich im Gräberbrauch und Totenkult ausprägen, sind leise wegweisende Lichter im grossen Dunkel jener Zeiten, wo die Völker Europas sich formten und ihre späteren bleibenden Sitze einnahmen.

Und wie aufwärts, so gaben uns die Gräber der kretisch-mykenischen Epoche auch vielfachen Anlass, abwärts zu blicken, auch da die Anknüpfungen aufzusuchen an die hellen Zeiten literarisch bezeugter Geschichte. Mit der letzten grossen griechischen Völkerwanderung — die Alten nannten sie die dorische — um die Wende vom zweiten zum ersten Jahrtausend rückt die Sitte ein, die Toten zu verbrennen. Ihre ursprünglich geographisch strenge Beschränkung auf das südliche und südöstliche Gebiet des ägeischen Meeres ist ungemein beachtenswert. Auf der jetzt so ganz und gar holzarmen Insel Thera, jenem Juwel unter den griechischen Inseln, deren gründliche Kenntnis wir dem Opfermut und der Sachkenntnis des Freiherrn Hiller v. Gärtringen verdanken, wurde im 9.—7. Jahrhundert ausschliesslich verbrannt, jedesmal dicht bei dem Familienplatz, wo die Urne hernach in den Felsboden gesenkt wurde. Ebenso gegenüber auf dem karischen Festland und an der Nordküste Kretas. Es fehlt noch die Durchforschung der übrigen südöstlichen Kykladen und Sporaden. Aber soviel können wir schon jetzt sagen, dass nur hier die Gegend sein kann, wo die homerische Dichtung die Sitte allgemeiner Totenverbrennung aufnahm und wo eine solche Verbrennung wie das Epos sie schildert, selbstverständlich war. In Jonien wurden die Toten in dieser alten Zeit, der Zeit, wo die homerischen Gedichte in ihre jetzige Form

gegossen wurden, bestattet: das haben uns Untersuchungen Böhlaus und Wiegands in Neonteichos und Larisa, in Milet und Samos gelehrt, uns eigentlich schon seit lange die Tonsarkophage von Klazomenai gesagt.

Im siebenten Jahrhundert drang die Sitte dann langsam ein auch im europäischen Griechenland, wurde z. B. in Attika vom 7. bis 5. Jahrhundert in immer steigendem Masse geübt, zweifellos unter dem immer mächtiger werdenden Einfluss der homerischen Dichtung. Aber sie verdrängte nie die Bestattung vollkommen. In entlegenen, der feineren Kultur weniger geöffneten Gegenden von Hellas scheint die Bestattung sogar feste Sitte geblieben zu sein. — Es war ursprünglich nur ein schmaler Weg, vielleicht herab durch Kleinasien, auf dem die Sitte der Verbrennung grade in jene Teile Griechenlands kam, wo sie ihren edelsten dichterischen Ausdruck durch Homer so früh finden durfte. Schwerlich ist sie dorthin übertragen worden durch grosse Völkerzüge, die sie als ihre eigene Sitte mitgebracht haben, so wie in die meisten anderen Länder, wie nach Italien, wie durch die Germanen in die keltischen Teile Deutschlands. Die Sitte wurde in Südrussland schon im dritten Jahrtausend geübt, wanderte im dritten und zweiten Jahrtausend durch viele Teile Europas, als manche der mitteleuropäischen Völker noch auf Steinwerkzeuge angewiesen waren, die meisten jedoch schon den Gebrauch des Erzes kennen gelernt hatten. Vor dem Balkan machte sie jedoch damals noch Halt. Erst weitere Forschung auf dem kleinasiatischen Festland kann und wird uns Bescheid auf die Frage geben, welche schon Viele zu beantworten suchten, freilich stets auf ratendem, nicht sicher begehbarem Wege. Nur das dürfen wir mit Sicherheit behaupten, dass die Sitte auf griechischem Boden nicht autochthon entstanden ist, also alle Erklärungen in die Irre gehen, welche solche Entstehung zur Voraussetzung haben. Die Sitte muss übertragen sein von einer Gegend, wo sie schon länger in Übung war.

Ganz anders, viel klarer, liegen die Verhältnisse für Italien. In musterhafter Weise haben hier einige norditalienische Forscher, allen voran Chierici und Pigorini, ihrerseits geschult durch das Beispiel der Schweiz und Skandinaviens, seit bald einem halben Jahrhundert der Arbeit ihre Wege gewiesen und die Methode sorgsamster Bodenforschung bis zu solchem Grade der Verfeinerung getrieben, dass, was diese Meister, ihre Arbeitsgenossen und Schüler für ihr Vaterland geleistet haben, wiederum vorbildlich geworden ist für die Arbeit in anderen Ländern. Auch die italienischen Museen lehrten neue Methoden: so das Museum von Bologna, wo zuerst Zannoni begann, vollständige aus dem Boden gehobene Gräber in ihrem ganzen Zusammenhange in historischer Reihe auszustellen, oder die Museen der Emilia, von Florenz, von Syrakus, wo teils ganze Gräber, teils der Inhalt ganzer Gräber sorgsam Grab für Grab geschieden vor

uns steht, sodass an Stelle der rein ästhetischen Aufstellung alter Zeiten oder der typologischen, die nützlich, aber in vielen Fällen doch nur ein Notbehelf ist, wirklich historische, im engeren Sinne auch topographische Bilder sich vor uns aufbauen, welche nicht nur die Phantasie auch des Laien mächtig anregen, sondern für die eigentlich wissenschaftliche Forschung die Stelle eines Urkundenbuches einnehmen. Es ist sehr erfreulich, dass neuerdings auch nordische Museen diesem leuchtenden Beispiel folgen, in Deutschland und der Schweiz schon manche, in Frankreich das Nationalmuseum von St. Germain. So liegen in Italien die Grundlinien überall schon fest, wenn auch in einzelnen Gegenden, namentlich im Innern und im festländischen Süden des Landes noch manches fehlt. Und die vorzügliche Berichterstattung, für die Frühzeit im *Bullettino di paleologia*, für die späteren Perioden namentlich in den Veröffentlichungen der *Accademia dei Lincei*, aber auch, besonders für Etrurien, in denjenigen des deutschen archäologischen Instituts und anderer Organe, gestattet uns, aus den Gräbern und Siedlungsresten die Geschichte des Landes und seiner so verschiedenartigen Stämme abzulesen, die Urzustände ebenso zu erkennen, wie die allmählichen Überschiebungen neuer Völkerschichten. Vor unseren Augen baut sich nunmehr jenes Italien auf, dessen zahlreiche Einzelströme ihr sehr verschiedenartiges Wasser schliesslich zu dem einen Hauptstrom Rom vereinigen. Roms eigene Geschichte, Roms Gewalt über das ganze Land erklärt sich aus seiner Lage am Kreuzungspunkt der wichtigsten Stämme der Halbinsel, aus dem einigenden Bande, das liegen muss in der successiven Aufnahme des fremden Blutes in das eigene, der Amalgamierung mit demselben: ist doch sicher manches von dem, was uns die Alten aus der Königszeit und ferner aus der Entwicklungsgeschichte der Republik und ihren Verfassungskämpfen berichten zum guten Teil Spiegelung von Tatsachen, die in der verschiedenartigen Zusammensetzung der Bevölkerung Roms ihre letzte Erklärung finden mögen.

In Griechenland liegen die ethnischen Verhältnisse einfacher. Neben und über eine vorgriechische dünne Urbevölkerung tritt bereits die griechische, in Stämme gespalten aber unter sich so nah verwandt, dass trotz der geographischen Zertrennung des Landes und trotz mancher lange bestandener Einzelunterschiede doch bald jene Einheit sich ausbildete, welche so früh zu fester Gestaltung des nationalen Lebens und seiner Formen, der nationalen Sprache, schliesslich auch des nationalen Götterglaubens und einer nationalen Kunst führte. Trotzdem, z. T. wohl grade infolge der gleichmässig raschen Entwicklung seiner Einzelstämme, soweit sie überhaupt auf eine führende Rolle Anspruch machten, ist Hellas nie zu einer politischen Einheit gelangt.

Umgekehrt bietet das zur Einwanderung lockendere Italien das bunteste Bild. Merkwürdig zäh halten die verschiedenen Völker des Landes an ihren Eigenheiten fest. Ältere und nichtlateinische Überlieferung ist ja leider lückenhaft und wenig ausgiebig; deutlicher jedoch als alles andere, mit jedem Jahre bestimmter, lehren uns die Gräber diese aus einander strebenden Frühzustände kennen. Trotzdem hat Roms starke Hand ein Land zusammengezwungen, dessen geistige Brennpunkte lange Jahrhunderte hindurch nicht in Rom lagen. Um uns das Verständnis einer derartig merkwürdigen Erscheinung anzubahnen, müssen wir schon, bei aller gebührenden Bewertung geographischer und historischer Faktoren jeder Art, eine eigentümlich wirksame Zusammensetzung des Römers annehmen. Der Römer wurde Herrscher, weil jeder der so unendlich verschiedenen Stämme vom eigenen Blut und der eignen Bildung, unbewusst, im Römer etwas wiederfand, sich, wenn auch meist nach hartem Widerstande, schliesslich doch romanisieren liess, weil aus der römischen Art manch Atom eigenen Wesens ihm unmerklich wieder zuströmte.

Sicheren Schrittes folgen wir jetzt auf der Spur der Gräber den Völkerbewegungen in Italien. Wir finden eine dünn verteilte Urbevölkerung, welche im Süden nach Afrika zu weisen scheint und über Sicilien weit nach Nordost, bis an die Adria sich hinaufgezogen, auch über Sardinien sich ausgebreitet hat. Dieser einen durchs ganze Altertum, ja bis heute kenntlichen Gruppe stehen mehrere im nördlichen und mittleren Italien gegenüber, die besonders im Norden und Osten sich noch lange aus den späteren Überströmungen scharf abheben. Sehr materielle Vorstellungen vom Leben nach dem Tode, Niederlegung der Toten zuerst in natürlichen dann in künstlich hergestellten Höhlen, dann in nach Höhlenart aufgerichteten Grabbauten, in verschiedenen Stellungen, gestreckt oder als liegende Hocker, oder zu gemeinsamem häuslichen Mahle sitzend vereinigt, so eine zeitlang in Sicilien, ausgestattet mit allem was zur Notdurft des einfachen Lebens gehörte, sogar mit roter Farbe zum Tätowieren und Schminken, mit reichlichen Spuren des über der Leiche ihr zu Ehren gehaltenen Opfermahles, so z. B. in Ligurien, wo das Feuer mitunter und vielleicht absichtlich den Toten mitangeröstet hat; in der Lombardei ruhen sie in Flachgräbern, die Beine angezogen wie das Kind im Mutterleibe, ein schon von Jakob Grimm gezogener, von Dieterich fein ausgebauter Vergleich, umgeben von ihren Waffen aus Stein oder schon Kupfer, mit Steinperlen oder Muscheln geschmückt: dieses eine Beisetzungsform, die sich z. B. in Picenum bei den Nachfahren eines dieser Urstämme bis in das vierte Jahrhundert gehalten hat.

Ganz anders das Volk, welches die Sitte des Leichenbrandes mitbrachte und wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des dritten Jahrtausends in die Halbinsel einzog. Es

kam über die Alpen herein in das italienische Seeengebiet. Es brachte schon die Kenntnis der Bronze mit und errichtete mit Hilfe metallischer Werkzeuge regelrecht angelegte Ansiedelungen auf Pfählen, zuerst in Seen und Mooren, dann auch auf dem festen Lande; es verstand das Wasser kunstvoll um die Wohnplätze zu leiten und auch sonst geschickt zu nutzen, trieb Jagd, Viehzucht und Ackerbau in geordneten Formen und verbrannte seine Toten. Die Asche ward nach strengem harten Ritus ursprünglich ohne alle Beigaben in Tontöpfen einfachster Art beigesetzt, in Reihen ein Topf neben dem andern, oftmals mehrere Reihen hart über einander, wahrscheinlich jeweils gleichzeitig an einem bestimmten Zeitpunkt des Jahres, der dadurch natürlich zu einem Totenfest der Gesamtgemeinde wurde. Die Asche in den Töpfen blieb vermutlich zugänglich, durch einfaches Abheben der Deckel, für sakrale Erinnerungshandlungen. Die einzige Angleichung der Existenz der Toten an die der Lebenden fand man darin, dass den Toten gewissermassen der ideale Schutz der Lebenden übertragen war, indem man für sie eine kleine, ebenfalls auf Pfählen ruhende, von einem Wall umgebene Totenstadt anlegte, derjenigen der Lebenden im Kleinen vergleichbar, dicht ausserhalb des Eingangs in die Hauptansiedelung, an einer oder zu beiden Seiten jenes Eingangs. Die ersten wirklichen Friedhöfe!

Eine hohe ernste Auffassung vom Wesen des Todes neben einem hoch ausgebildeten Sinn für Ordnung und Gesetzmässigkeit kennzeichnet diese Vorläufer derjenigen Italiker, die später berufen waren, der entscheidende Herrscherstamm Roms zu werden. In der zweiten Hälfte des zweiten Jahrtausends breiteten sie sich weiter aus, zunächst nach West und nach Ost, unter allmählicher Aufgabe der mitgebrachten Pfahlbausitte, mit ihren strenggereihten, vielfach auf sicherer Höhe erbauten Hüttenansiedelungen den ersten Grund legend zu mancher noch heute blühenden Stadt. Sie hielten auch in diesem Stadium streng fest an ihrer Verbrennung, jedoch unter Aufgabe der alten starren Riten, welche auf alle Beigaben verzichteten. Das Persönlichkeitsgefühl liess sich unter der stillen Einwirkung der unterworfenen Urbevölkerung nicht mehr zurückdrängen. Diese statteten ihre Toten reich aus, wie ich vorher darlegte, und so wurde auch bei dem Herrenvolk die Empfindung sinniger Sorge um den Toten geweckt und gestärkt. Schon im östlichen Poland, wo ihre Gräber bis zum Rubikon herabreichen, mehr noch in Etrurien und Latium bis zu den Volskerbergen, finden wir die Brandgräber dieser allmählich südwärts gezogenen Italiker ausgestattet mit immer reicher werdenden Beigaben, auch solchen, die im beginnenden ersten Jahrtausend der leise anfangende Handel über See aus fernen südöstlichen Ländern brachte.

Ein anderer Zweig desselben Stammes, der jedoch mehr von Osten kommend die neue Sitte der Verbrennung und der kunstvollen Pfahlbauten nördlich der Alpen noch nicht übernommen hatte, zog mehr in der Mitte und Ostseite Italiens herab, blieb im Allgemeinen östlich vom Tiber, nahm dagegen weiter südlich, etwa von der Höhe des Volskerlandes ab, die ganze Breite der Halbinsel ein, schob sich schon weiter im Norden von den Sabinerbergen her in die Küstenebene Latiums vor, wo sich ein Neben- und Durcheinander mit den bis hierher gelangten verbrennenden Vettern ergab. Und zwar scheint sich das Mischungsverhältnis zuerst so gestaltet zu haben, dass die verbrennenden Leute ihrer auch weiter nördlich überall betätigten Neigung gemäss zunächst die sicheren, gesunden und fruchtbaren Höhen des Albaner-Gebirges besetzt hatten, während die aus dem sabinischen Gebirge Herabkommenden sich hier und da in der Ebene anbauten, z. B. bei Gabii, und weiter an den Tiber heranrückend dann auch auf einem der hügeligen Ausläufer sich hinsetzten, mit welchem die Ebene sich an der späteren historischen Stätte Roms dem Tiber nähert, auf dem Quirinal. Nähe des Wassers, auch der kleinen hier zum Tiber hinabrinneuden Bäche und die bequeme Verbindung mit der rückwärtigen Ebene waren für die Wahl dieses Hügels für die gewiss recht bescheidene Ansiedelung bestimmend, nicht etwa Naturfestigkeit. Diese erschien dagegen den verbrennenden Vettern wesentlich, ihrer ganzen eigenen Vergangenheit — und wir dürfen hinzusetzen, Zukunft entsprechend —: und als auch sie in die Flussebene herabrückten, klar darüber, dass die rückwärtigen Verbindungen mit ihren engeren Stammesgenossen nördlich des Tiber für sie über die natürliche Furt bei Rom und seiner Tiberinsel die einzig sichere und mögliche sei, und sie dafür zu sorgen hätten, dass dieser Punkt nicht ausschliesslich in den Händen eines zwar verwandten, aber fremden Stammes sein dürfe: da besetzten sie zunächst den Palatin, dann das Kapitol, die beiden isolierten, dem Fluss nächsten und militärisch allein wichtigen Hügel. So wurden sie das herrschende Volk in Rom, wahrscheinlich in friedlicher Auseinandersetzung mit den Sabinern. Verklungene Erinnerungen an eine solche Zwiefältigkeit der Entstehung Roms durch Zusammenwirken der zwei grossen italischen Stämme leben noch, umwoben vom Schleier poetischer Konstruktion, in später Überlieferung. Die Tatsächlichkeit wird uns aber klarer als sie den alten Römern sein konnte, erwiesen durch die Gräber dieser ältesten Bewohner von Roms klassischem Boden.

Der leicht sich erhebende Rücken der Velia bildet eine Naturbrücke zwischen dem Palatin und dem Quirinal, zugleich die Trennung zwischen der Senkung, in welcher späte Geschlechter den Riesenbau des Colosseum errichteten und jenem Tal, das durch Verwendung zum Forum Romanum berufen wurde, der weltgeschichtlich bedeutendste

Platz Italiens zu werden. An den Abhängen von Velia und Quirinal nach der Forumsniederung zu und in deren nördlicherer höherer Hälfte haben die Leute vom Quirinal und die vom Palatin friedlich und scheidlich ihre Toten der Erde anvertraut, und zwar die Einen als Leichen beigesetzt, sei es unter zusammengebauten grossen Steinen, sei es, und dies wohl die Regel, in ausgehöhlten, in zwei Hälften zerschnittenen Eichenstämmen, wie wir sie auch von Gabii und anderen Orten kennen, später auf römischem Stadtboden selber auch in Ton nachgebildet, gewissermassen übersetzt. Die Andern, welche ihre Toten zu verbrennen gewöhnt waren, taten die Asche in Tongefässe, in deren Innerem sich noch solche Gegenstände fanden, die im Augenblick der Verbrennung zur Ausstattung des Toten gehörten, Bronzefibeln u. dergl., während sonstige Beigaben, namentlich Tongeschirr mit Speiseresten, jedenfalls auch mit Wasser, sich rings herum oder über dem Aschengefäss gestellt fanden. Das Gefäss für die Asche war augenscheinlich in vielen Fällen eigens für diesen Zweck geformt worden, namentlich dann, wenn es die Gestalt einer Wohnhütte im Kleinen zeigte, rund oder elliptisch, mit Tür und Türriegel, Dachsparren, Firstbalken und Strohdach, die Wände gedacht als mit hellem Stuck beworfen und mit Linearornamenten, vereinzelt auch wohl mit figürlichem Schmuck bemalt. Die grossen Nekropolen Alba longas und anderer Brandnekropolen des Albanergebirges, auch an dessen Südabhang, ferner die Brandgräber der italischen Bevölkerung Etruriens haben uns viele solcher Hausurnen geschenkt, alle einander so gleich, dass Gleichheit der Bevölkerung und der Wohnweise dadurch für diese ganzen Gebiete erwiesen wird. Im Allgemeinen ist die Ausstattung der Bestattungsgräber und der Brandgräber gleich: aber es ist ein sehr beachtenswerter Umstand, dass in den tiefsten Schichten die Bestattungsgräber die tieferen, älteren, sind; dass die sehr bald darauf kommenden Brandgräber diese Bestattungsgräber respektieren, ebenso wie sie selbst wieder sorgsam respektiert werden von jüngeren Bestattungsgräbern: wenn diese einmal ein rundes Brandgrab anschneiden, so sieht man deutlich, dass es versehentlich geschah, und dass man sich bemühte, den Zusammenhang des Brandgrabes wieder herzustellen. Das Altertum wusste von dieser alten Forumsnekropole, deren glückliche Wiederaufdeckung durch Boni wohl die wichtigste Fundtatsache der letzten zehn Jahre in Italien ist. Als man jenes Tal trocken legte und herrichtete für die Bestimmung, der es für die zusammengewachsene Stadt Rom zu dienen hatte, da fand man zur eigenen Überraschung solche Aschenurnen. Die Örtlichkeit wurde im Volksmund nach ihnen „Doliola“ genannt und mit geheimer Scheu betrachtet: es galt für sündhaft, dort auf den Boden zu spucken. Und gewiss in ursächlicher Verbindung mit dieser ehrwürdigen Stätte ist die Errichtung des Vestatempels an der palatinischen Seite des

nördlichen Forumstals zu verstehen, wo das heilige und ewige der Hut der Vestalinnen anvertraute Feuer brannte; bei einem so alten Heiligtum wäre die Lage ausserhalb der Ansiedelungen, vor ihren Toren, auffällig, wenn nicht Anderes sie erklären würde: ich bezweifle nicht, dass das reine heilige Feuer von dort geholt wurde, um die in der unmittelbaren Nachbarschaft lodernden Scheiterhaufen zu entzünden, und so das Vernichten der Toten gewissermassen unter den Schutz göttlicher Autorität zu stellen, die Hinterbliebenen gegen die Rache des Toten zu sichern.

Rom war gewiss schon lange eine einheitliche Stadt, als die namhafteren Geschlechter je nach ihrer Herkunft an dem einen oder anderen Ritus noch zäh festhielten: von den aus der Sabina stammenden Corneliern ist uns Festhalten an der für sie heimischen Bestattung bis auf Sulla zufällig bezeugt, auch durch ihr Erbbegräbnis an der Via Latina mit seinen berühmten Sarkophagen bewiesen. Aber noch eine dritte Schicht legte sich in Rom über die beiden italischen, oder vielmehr sie trat neben sie. Das waren die Etrusker, jenes immer noch rätselhafte hochveranlagte Herrenvolk, der Sauerteig Italiens bis in die Blüte der Renaissance hinein, obwohl kein Volk von indoeuropäischem Stamm, fremder Art und uns heute noch unverständlicher fremder Zunge. Sie waren während der Völkerwanderungszeit nach Italien durchgestossen, ob zu Lande ob zur See, ist noch immer strittig, wie es das schon für die Alten war. Sie hatten die im späteren Etrurien wohnenden verbrennenden Italiker unterjocht, auch einige der östlich des Tiber festgesetzten bestattenden Umbrer und waren lange Zeit auch Herren von Rom, dem erst nach schweren Zuckungen die Befreiung gelang. Ja, zeitweise, im fünften Jahrhundert waren sie bis in das nördliche Campanien südwärts, nordwärts bis an die Etsch und den Fuss der Alpen vorgedrungen. Es ist wohl keine Frage, dass es die gemeinsame Not war, welche die verbrennenden und bestattenden Italiker zusammenschmiedete, sie erst zu einem Volke machte, ihnen das italische Volksbewusstsein gab und den Typus des Römers geschaffen hat. Das etruskische Schwert und die etruskische höhere Kultur hatten zunächst gesiegt; sie waren dadurch auch geistig einer der wichtigsten Faktoren in der Ausgestaltung Roms geworden. Sie bestatteten ihre Toten, auch in Rom, und gingen zur Verbrennung erst in jüngerer Zeit und nur dort über, wo die Italiker in der Mehrzahl waren und ihre Kultur sich an die Stelle der etruskischen setzte, d. h. besonders im Norden und Osten ihres Landes. Sie müssen recht materialistische Vorstellungen vom Leben nach dem Tode gehabt haben: das lehren ihre Gräber und deren Ausstattung. Schon dadurch unterscheiden sie sich in stärkster Weise von der italischen Rasse.

Und wie wir in Rom in solcher Weise dem Boden seine Geschicke ablesen können so weiter südlich, wo die Griechen ihre Begräbnisweisen mitbrachten, jede Kolonie gemäss ihrer Herkunft oder Mischung, wo namentlich in Sicilien, aber auch in Campanien, in Tarent und an andern Orten, die z. T. mit grösster Sachkenntnis und Sorgsamkeit ausgehobenen Gräber uns in wundervoller Weise gestatten, die Geschichte dieser Städte, ihres Handels, ihrer Bildungshöhe, ihrer Kunst klar zu erkennen, uns von der hohen und tief eingreifenden Bedeutung eine sichtbare und tastbare Vorstellung zu schaffen, die dies neue über das Meer gekommene Element für ganz Italien, damit auch für Rom gewinnen musste. Und in gleicher Weise heben sich durch ihre Gräber kleinere Volksgruppen scharf umgrenzt ab und lehren uns ihre Eigentümlichkeiten kennen und schätzen: so die Karthager in Sardinien und Westsicilien, die westgriechischen Messapier und die illyrischen Japygier im Südosten, diese bestattend, dagegen verbrennend die grosse Gruppe der Veneter zwischen Etsch, Meer und Alpen, deren Gräberausdehnung sich mit den heutigen Grenzen des weichen venezianischen Dialekts noch deckt. Und dann später, etwa von 400 an, die Kelten, die ganz Oberitalien, mit Ausnahme Venetiens, überziehen bis in die Mark Ancona hinab und diesen Landschaften ein Gepräge aufdrücken, das sie bis auf den heutigen Tag vom übrigen Italien scharf scheidet; schliesslich die ausgleichende Macht der Kaiserzeit, wo die alte Brandsitte des herrschend gewordenen latinischen Stammes in ganz Italien ziemlich allgemein wird, wenn auch die alten Bestattungsgegenden im Innern und im Süden dem alten Ritus nicht völlig entsagen. Die abermalige Rückkehr zur Bestattung vom zweiten und dritten Jahrhundert ab, wohl ein Symptom der beginnenden Orientalisierung Roms, wird vom ganzen immer noch nach Rom blickenden Lande mitgemacht und in die Provinzen übertragen. Den Schluss des Altertums bilden sodann interessante Reihen von Barbarengräbern, reich ausgestattet mit Waffen, schön verzierten Spangen, gold- und almandingeschmückten Zierraten. Sie zeigen uns unsere deutschen Vorfahren, die Goten und Langobarden u. a., welche als glanzvolle Sieger durch das ersehnte Land zogen, um dort im südlichen Wesen später klanglos unter- oder vielmehr aufzugehen. Mit dem Schwert in der Hand, ausgerüstet mit aller ihrer Herrlichkeit, wurden diese Nordlandssöhne in ihr Grab gelegt, selbst dicht unter den Mauern Roms, auf denen vielleicht noch die verzweifelten Verteidiger standen, um ihr italisches Volkstum zu verteidigen. So sieht das zur Rüste gehende Altertum ein gleichartiges Bild wieder, wie das beginnende: der Besitz schöner Waffen, kostbaren Schmucks aus Edelmetall und Edelgestein wird den vornehmen Männern und Frauen mit ins Grab gegeben, damit man sie auch im Jenseits als das erkenne, was sie im Diesseits waren und sie sich

auch dort ihres Besitzes erfreuen können. Mächtige Kuppelräume für stimmungsvolle Begräbnis- und Erinnerungsfeiern erheben sich in Kreta und Mykene über den reich bestatteten Toten, während die misera Plebs mit bescheidener Ausstattung in kleiner Felshöhlung oder engem, aus Steinen zusammengesetztem Gelass zufrieden sein muss. Und ähnliche schroffe Gegensätze am Ende: tempelartige Grabsäle, mit Vorliebe auch wieder runde und Kuppelräume für die Reichen und Grossen dieser Erde, hochragende Grabmäler oft voll prunkenden Schmuckes und Grabsteine voll pomphafter Rede, kostbar geschmückte Marmorsarkophage — auf der anderen Seite ein paar zusammengesetzte Dachziegel: darunter der namenlose Tote.

Aber zwischen diesen Endpunkten der Entwicklung welche Höhepunkte menschlichen Empfindens, wenn wir uns z. B. an die Gräberstrassen Athens versetzen! Auf dem Grabe wohl manch köstliches Marmorwerk, dessen stille einfache Schönheit, Klarheit und Innigkeit der Empfindung von Herzen kommt und noch uns zu Herzen geht, die Inschrift fast nur der Name. Und öffnest du erwartungsvoll solch schönes Grab: ein schmuckloses Aschengefäss, ein par Väschen einfachster Art, um die Umgebung des Toten mit Wohlgeruch zu füllen. Völlige Gleichheit Aller im Tode und nach dem Tode, die vollste reine Menschlichkeit! Und ähnliche Höhepunkte des Menschentums, wenn auch nicht durch solch edle hohe Kunst verklärt, kehren mehrfach wieder. Wie eine späte Erinnerung an jene jugendfrischen Italiker, die in ihr Land ziehend die Asche ihrer Toten ohne jede Beigabe einfachen Urnen anvertrauten, muten uns an die tönernen Aschenurnen und die kleinen bescheiden geschmückten Marmorbehälter, in denen die Zeit des Augustus die Reste auch ihrer vornehmsten Toten barg und sie gemeinsam mit denjenigen der bescheidensten Sklaven ihres Hauses in jenen unterirdischen Totenkammern, den sog. Columbarien, beisetzte, und schliesslich wieder die stillen tiefen Gänge der Katakomben Roms: auch sie hoben sich empor zu jener hohen Vorstellung von der Majestät des Todes, die alle Gegensätze des Lebens ausgleicht und versöhnt. Lassen z. B. die Katakomben Alexandrias die Standesunterschiede noch stark zur Geltung kommen, entsprechend der im Osten stärkeren Wirkung des altbegründeten Monarchismus, so versteht es in Rom das ungerne geduldete Judentum, dann das Christentum, jene Religion der Armseligen und Bedrückten, in wundervoller Weise, in den Katakomben jene antike Einfachkeit gleichen Fühlens und Denkens auch äusserlich zur Geltung zu bringen, gleichzeitig aber auch durch die antiker Sitte entsprechenden gemeinsamen Erinnerungsfeiern an die Toten das Gemeinsamkeitsgefühl zu stärken und der Dankbarkeit für die Werke des Toten stillen, weihevollen Ausdruck zu geben.

Diese schöne Sitte ist geblieben. Der Anfang dieses dunklen Monats führt sie uns alljährlich vor Augen. Auch wir begehen heute eine solche Feier der Erinnerung und des Dankes an den Mann, bei dem wir gerade hier und heute ganz besonderen Anlass haben, uns das Wort der Offenbarung gegenwärtig zu halten: „Und ihre Werke folgen ihnen nach“. Als Grossherzog Karl Friedrich vor hundert Jahren scheiden musste, bestand die von ihm neugeschaffene Ruperto-Carola erst acht Jahre. Jetzt sind es hundertundacht, voll Glück und Segen für die badische Heimat und für das ganze deutsche Vaterland. Dass Karl Friedrich damals mit der Rektorwürde auch die von ihm hoch gefasste Rektorpflicht in seinem Sinne übernahm, dafür sei ihm der Dank seiner Universität noch heute feierlich nachgerufen. Ehre seinem Andenken!

Diese schöne Sitte ist geblieben. Der Anfang dieses dunklen Monats führt sie uns alljährlich vor Augen. Auch wir begehen heute eine solche Feier der Erinnerung und des Dankes an den Mann, bei dem wir gerade hier und heute ganz besonderen Anlass haben, uns das Wort der Offenbarung gegenwärtig zu halten: „Und ihre Werke folgen ihnen nach“. Als Grossherzog Karl Friedrich vor hundert Jahren scheiden musste, bestand die von ihm neugeschaffene Ruperto-Carola erst acht Jahre. Jetzt sind es hundertundacht, voll Glück und Segen für die badische Heimat und für das ganze deutsche Vaterland. Dass Karl Friedrich damals mit der Rektorwürde auch die von ihm hoch gefasste Rektorpflicht in seinem Sinne übernahm, dafür sei ihm der Dank seiner Universität noch heute feierlich nachgerufen. Ehre seinem Andenken!
